GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Einleitung: Dimensionen von Gender Studies

Penkwitt, Meike; Mangelsdorf, Marion

2003

https://doi.org/10.25595/4112

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Penkwitt, Meike; Mangelsdorf, Marion: *Einleitung: Dimensionen von Gender Studies*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 9 (2003) Nr: 2, 17–53. DOI: https://doi.org/10.25595/4112.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Einleitung

Meike Penkwitt und Marion Mangelsdorf

Dimensionen von *Gender Studies*

Hinter dem Begriff und der neuen Disziplin der *Gender Studies* stehen nicht nur verschiedene Forschungs- und Theorietraditionen, sondern auch eine Geschichte politischer Praxis. Die unterschiedlichen Stränge sind vielfach miteinander verflochten, wobei einige der sich so ergebenden Knotenpunkte sich als hochgradig konfliktträchtig erweisen. Feminismus, feministische Theorie, Frauenbewegung, Frauen- und Männerforschung, *Queer Studies* und *Queer Theory* werden nicht selten als eigenständige Bereiche verstanden, neuerdings aber (mit Ausnahme der Frauenbewegung) zumeist den *Gender Studies* oder auch der Geschlechterforschung untergeordnet. Bevor die Aufsätze des vorliegenden Bandes *Gender*-Ansätze in unterschiedlichen traditionellen Fächern vorstellen, werden einleitend die unterschiedlichen Bezeichnungen und die mit ihnen verbundenen Inhalte in den Blick genommen. Ihre Bedeutung und ihre historische Einordnung wird dabei mehr systematisch als chronologisch herausgearbeitet.[1]

Frauenbewegung

Ist von ‚der Frauenbewegung' die Rede, so denkt man dabei zunächst einmal an *die* Frauenbewegung, die sich Mitte bzw. Ende der 60er Jahre in den USA aus der Bürgerrechtsbewegung und in Deutschland aus der Studentenbewegung heraus entwickelte. Doch handelt es sich bei der Frauenbewegung nicht um ein historisch einmaliges Ereignis: Anders als z.B. die Bezeichnung ‚Französische Revolution' wird der Begriff nicht als Name für ein einzigartiges Phänomen benutzt, sondern auf unterschiedliche, aber ähnliche Entwicklungen angewandt.

Nur auf den ersten Blick scheint der Terminus ‚Frauenbewegung' unproblematisch zu sein: Generell wird darunter ein lockerer Zusammenschluss von Frauen (oder auch ein in etwa zeitgleiches Nebeneinander unterschiedlicher Frauengruppen) verstanden, die – mehr oder weniger gemeinsam – für ihre Interessen und Belange ‚als Frauen' eintreten. Doch bei genauerer Betrachtung wirft der Terminus ‚Frauenbewegung' viele Fragen auf. Beide Bestandteile des Begriffs (‚Frauen' und ‚Bewegung') sind keineswegs so eindeutig, wie sie zunächst erscheinen. So lässt sich fragen: Wie fest muss der ‚Zusammenschluss' und wie viele Frauen müssen aktiv sein, damit tatsächlich von einer gesellschaftspolitischen ‚Bewegung' und nicht nur von einzelnen Interessensvertreterinnen oder auch -verbänden die Rede sein kann? Müssen spezifische

‚Fraueninteressen' und ‚-belange' definiert werden? Sollen z. B. auch eher ‚konservative' Frauengruppen der Frauenbewegung zugeordnet werden?[2] – Eine Frage, die sich speziell vor dem Hintergrund des progressiven oder auch ‚linken' Selbstverständnisses der zurzeit als maßgebliches Paradigma geltenden ‚Neuen Frauenbewegung' stellt. Vor allem im Anschluss an die vieldiskutierten Thesen der amerikanische Theoretikerin Judith Butler wird darüber hinaus auch generell hinterfragt, wer mit dem Begriff ‚Frauen' überhaupt gemeint ist, und damit die Homogenität einer einheitlichen Kategorie ‚Frauen' und eines klar beschreibbaren ‚Subjekts' der Frauenbewegung problematisiert.[3]

Bisher besteht auch kein Konsens hinsichtlich der Frage ob von einer durchgängigen Frauenbewegung oder von zwei – mehr oder weniger unabhängigen – ‚Wellen' im letzten Jahrhundert gesprochen werden sollte. Die Frauenbewegung, die in den USA Mitte und in Europa eher Ende der 1960er-Jahre einsetzte, wird deshalb einmal als ‚zweite Welle' *der* Frauenbewegung oder aber als zweite, bzw. ‚Neue Frauenbewegung' bezeichnet. Hier wird noch einmal die Problematik, die sich aus der Unschärfe des Begriffes ‚Bewegung' ergibt deutlich. Darüber hinaus lässt sich fragen, ob es nicht schon zu einem früheren Zeitpunkt Wellen als herausragende Momente in einem Kontinuum – oder eben eigenständige Frauenbewegungen – gegeben hat. Dabei ist z.B. an das politische Engagement von Frauen im Zuge der Revolution von 1848, an selbstbewusste Mystikerinnen im Mittelalter oder auch an intellektuelle Streiterinnen in der französischen *Querelle des Femmes* zu denken.

Im Rahmen der westlichen Neuen Frauenbewegung waren es zunächst schwarze US-Amerikanerinnen, die weiße Frauenrechtlerinnen dafür kritisierten, sich als Stimme aller Frauen zu verstehen und dabei innerhalb der Bewegung Minderheiten zu diskriminieren. In den USA bildete sich in der Folge eine eigenständige Bewegung schwarzer Frauen.[4] Die Ausgabe „Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit" der *Freiburger FrauenStudien* gibt einen Einblick in die Vielfalt unterschiedlicher Frauenbewegungen und deren jeweiligen Theoriebildungen in verschiedenen Ländern und Regionen der Welt.[5]

Außer den geografisch oder ethnisch bedingten Konflikten gibt es auch einen schicht- oder klassenbedingten Dissens: So kritisierten z.B. die schwarzen Amerikanerinnen ihre weißen ‚Schwestern' nicht nur für die Vernachlässigung der Kategorie *race*, sondern ebenso von *class*, also für das Ausblenden ihrer Klassenzugehörigkeit. Sie warfen ihnen vor, unreflektiert ihre Mittelschichtsperspektive und ihre -interessen zu pauschalisieren. Darüber hinaus wurde im Rahmen der Neuen Frauenbewegung hauptsächlich von lesbischen Frauen beanstandet, dass ‚Frauen' zumeist als heterosexuelle Menschen verstanden würden. Behinderte Frauen beklagten, zumeist nicht mitgedacht zu werden.

Hingewiesen wurde mittlerweile auch auf die durch Alter‘ und ‚Religion‘ erzeugten Unterschiede. Differenzen zwischen Frauen wurden offensichtlich zunächst zugunsten der Differenzen zwischen Männern und Frauen vernachlässigt, Aspekte politischer Marginalisierung innerhalb der Bewegung tabuisiert.

Feminismus und feministische Theorie

> *„I myself have never been able to find out precisely what feminism is: I only know, that people call me a feminist, whenever I express sentiments that differentiate me from a doormat or a prostitute.“*
>
> Rebecca West

‚Feminismus‘ wird manchmal (etwas ungenau) mit dem Begriff ‚Frauenbewegung‘ gleichgesetzt. Vor allem wird darunter aber die Theorie, das verbindende Gedankengebäude der Frauenbewegung, verstanden. Neuerdings steht ‚Feminismus‘ oder ‚feministische Theorie‘ auch für eine eigenständige Theoriebildung, die nicht mehr an eine ‚Bewegung‘ gebunden ist. So ist es fraglich, ob derzeit von einer gesellschaftlich verwurzelten Frauenbewegung die Rede sein kann. Unzweifelhaft aber wird feministische Theoriebildung betrieben.

Die Verbindung von Theorie und Praxis wurde insbesondere in den 70er Jahren heftig diskutiert: Viele Feministinnen begriffen ihre ‚Theoriearbeit‘ gleichzeitig als politische Praxis. Sie hielten Theorie und Praxis für untrennbar miteinander verwoben – eine auch noch heute anzutreffende aber nicht von allen geteilte Position. So wird dann auch die mittlerweile eingetretene Verselbstständigung der Theoriebildung entweder als Verlust der Anbindung an die Bewegung oder aber als Emanzipation erlebt.

Etwa zeitgleich mit der oben angeführten Diskussion wurde noch ein anderes Verhältnis verhandelt: Die Relation zwischen elaborierten wissenschaftlich-akademischen Theorien mit ihren für Außenstehende oft schwer verständlichen Debatten einerseits und alltagspraktischen feministischen Überzeugungen und Glaubensbekenntnissen andererseits. Bestand zunächst innerhalb der ‚Szene‘ noch eine weitgehende Theoriefeindlichkeit, so zählen die neueren feministischen Gedankengebäude zu den avanciertesten gegenwärtigen Theoriebildungen.

Gemeinsamer Nenner der unterschiedlichen Feminismen ist die Kritik an der Benachteiligung (oder auch Unterdrückung) von Frauen, sowohl als einzelne wie auch als Gruppe. Diese wird weniger einzelnen Männern angelastet als vielmehr strukturell gesehen: Als ausschlaggebend gilt die ‚patriarchale‘ Gesellschaftsordnung. Der Feminismus richtet sich demnach gegen das

‚Patriarchat', die strukturelle gesellschaftliche Vorherrschaft von Männern in ‚öffentlichen' Bereichen wie Wissenschaft, Kunst und Politik, die einhergeht mit einer gleichzeitigen Abwertung der den Frauen zugewiesenen ‚privaten' Sphären. Kritisiert wird die bestehende symbolische, materielle und institutionelle Ordnung der Gesellschaft nach Geschlechtern. Ziel ist zum einen die kollektive und individuelle Emanzipation der einzelnen Frauen, aber auch eine Veränderung der durch die bisherige Ordnung ‚männlich' geprägten Gesellschaft. Hier sind vor allem zwei Gewichtungen zu beobachten: Zum einen wird für die gleichen Rechte und konkret-praktischen Möglichkeiten von Frauen gekämpft, zum anderen besteht die Hoffnung, eine angemessene Teilhabe und Einflussnahmen von Frauen würde die Gesellschaft zum Positiven verändern. Ein weiteres Anliegen ist die Anerkennung der von Frauen erbrachten Leistungen: z.B. in der Wissenschaft oder im kulturellen Bereich, aber auch in typisch ‚weiblichen' Tätigkeitsfeldern wie Haushalt und Kindererziehung sowie bei anderen fürsorgenden Tätigkeiten.

Neben eher separatistisch vorgehenden Herangehensweisen, die sich im Sinne einer ‚weiblichen Gegenkultur' z.B. für eigene Räume, (Buch-)Läden oder Veranstaltungen einsetzen, gibt es auch integrativ orientierte Konzepte. Mit beiden Ausrichtungen kann der weitreichendere Anspruch der Systemveränderung verbunden sein. Der Separatismus wird dann zumeist nur als zeitweiliger Rückzug verstanden, um neue Ansätze zu entwickeln und Perspektiven zu eröffnen, die letztendlich der gesamten Gesellschaft zugute kommen. Auch bei diesen Versuchen, das System zu verändern finden sich unterschiedliche Strategien: So werden entweder ‚weibliche Werte' stark gemacht, oder aber die Übernahme weiblicher Rollen wird verweigert. Indem es dem Feminismus nicht nur um die Situation einzelner Frauen geht, sondern um die Geschlechterordnung im Ganzen, können Männer in ihr eine ganz maßgebliche Rolle spielen.

Während ‚Feminismus' noch immer einen politischen Begriff darstellt, können die *Gender Studies* eher der Kategorie ‚Grundlagenforschung' zugeordnet werden. VorläuferInnen der heutigen *Gender Studies* aber waren zunächst die Frauen- und bald auch schon die Männerforschung.

Frauenforschung

Die namenlosen Frauen

Ihr namenlosen Frauen, ihr namenlosen Frauen
Aus der Vergangenheit
Ihr Schwestern, wie habt ihr gelebt,
was wissen wir denn von Euch?!
Den Heldentaten der Männer
Lauschen wir nun nicht länger mehr.
Wo ist die Geschichte der Frauen,
wo ist unsere Vergangenheit?

Ihr ungezählten Frauen, ihr ungezählten Frauen,
die für Frauenrechte gekämpft.
Zurück an den Herd gedrängt
Hat man stets Euch, wenn ihr erwachtet.
Wenn Gewalt nicht half, half Gesetzesmacht,
um Frauenkraft zu brechen.
Und was ihr getan, wurde ausgelöscht
In den Büchern der Vergangenheit.

Ihr starken tapfren Frauen, ihr starken tapfren Frauen
Der französischen Revolution.
Zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit
Habt ihr gefordert Schwesterlichkeit!
Im Kerker und auf dem Schafott habt ihr Frauen
Für unsere Sache gelitten.
Gelöscht hat man eure Taten
Und gelöscht die Geschichte der Frauen.

Wir neu erwachten Frauen, wir neu erwachten Frauen
Suchen unsere Vergangenheit.
Zwischen Lügen und zwischen Zeilen
Sind Spuren noch zu finden.
Die Fetzen unserer Geschichte werden wir zusammensetzen, ja.
Denn wissen wir, was wir Frauen taten, wissen wir auch was wir tun.[6]

Dieser Liedtext der Gruppe „Schneewittchen“ führt anschaulich die politische Aufbruchstimmung vor Augen, die die Anfänge der ‚Frauenforschung‘ in den 1970er und 80er Jahren prägte. Gleichzeitig weist er auch auf die (oben schon angesprochenen) früheren Frauenbewegungen hin („ihr ungezählten Frauen, die für Frauenrechte gekämpft“ oder auch „ihr starken tapfren Frauen der französischen Revolution“), die ein zentrales Thema der frühen Frauenforschung waren. Der Liedtext macht damit deutlich, worum es in der (hier: geschichtswissenschaftlichen) Frauenforschung vor allem ging (und teilweise auch noch geht): den bisher ausgeblendeten, oder auch ‚verschwiegenen

Anteil‘ von Frauen (an der Geschichte) und dabei vor allem die Wahrnehmung von Frauen als Akteurinnen.[7]

Neben ‚bedeutenden‘ Frauen in der gesellschaftspolitischen Geschichte wurde im Rahmen der Frauenforschung der Beitrag von Frauen zur Literatur- oder auch Wissenschaftsgeschichte erforscht, bzw. ihre systematische Ausgrenzung. Ein weiterer Gegenstand waren darüber hinaus die zuvor als wissenschaftlich uninteressant erachteten, gegenwärtigen Lebenszusammenhänge von Frauen, die nun z.B. in der Soziologie, der Psychologie, der Volks- und der Völkerkunde bearbeitet wurden.

Im Rahmen der Frauenforschung wurde schon früh aufgedeckt , dass bereits die Wahl der Forschungsgegenstände von einem geschlechtlichen ‚Bias‘[8] geprägt ist, der sich in der ‚Färbung‘ der jeweiligen Betrachtung fortsetzt. Wie Annemarie Pieper formuliert, ist

> „die vorgebliche Neutralität der Vernunft erschlichen ..., insofern sie sich als Konstrukt spezifisch männlicher Erkenntnisinteressen erweist, die unhinterfragt als allgemeinmenschliche ausgegeben werden“.[9]

Ein Sachverhalt, der in der feministischen und *gender*-theoretischen Diskussion als ‚Androzentrismus‘, also ‚Männerzentriertheit‘ oder auch Dominanz der männlichen Perspektive, bezeichnet wird, und der die gesamte Gesellschaft – Wissenschaft, Kultur, Politik etc. – betrifft.

Als Konsequenz wurde innerhalb der Frauenforschung zunächst nach einer frauenspezifischen Betrachtungsweise gesucht oder aber zumindest der Versuch unternommen, die männergeprägte einseitige Perspektivierung sichtbar zu machen.[10] Um die männlich dominierte Wissenschaft zu revolutionieren bzw. zumindest zu korrigieren, wurde vor allem in der frühen Frauenforschung auf die mittlerweile berühmt-berüchtigte ‚Parteilichkeit‘, ‚Betroffenheit‘ und ‚Empathie‘ von Frauen als methodische Herangehensweise gesetzt. In der Frauenforschung waren damit männliche Forscher zunächst einmal undenkbar. Mittlerweile wirkt eine solche Herangehensweise etwas antiquiert. Nachvollziehbar und vor allem historisch zu verstehen ist sie jedoch, führt man sich den „historischen Überhang androzentrischer Diskurse [insbesondere, M.P.] zum Thema ‚Geschlecht‘“[11] vor Augen.[12]

Dass Frauenforschung nur von Frauen betrieben werden könne, blieb nicht unwidersprochen. Eine längere Debatte kreiste um die Frage, ob es sich bei ‚Frauenforschung‘ um Forschung von, für oder über Frauen handelte oder auch (normativ betrachtet) handeln sollte.[13] Entsprechend der Kritik an androzentristischen Betrachtungsweisen beliebiger Forschungsgegenstände ist eine Eingrenzung der Frauenforschung auf den Gegenstand ‚Frauen‘ (und was mit ihnen in Zusammenhang steht) inzwischen obsolet. Die Überlegung, Frauenforschung solle nur für Frauen betrieben werden, erübrigt sich mit

einem gesamtgesellschaftlichen Veränderungsanspruch: Bei einem solchen ist es durchaus erwünscht, dass auch Männer Frauenforschung rezipieren – und auch betreiben.

Hier stellt sich dann auch die Frage, ob eine separate Frauenforschung durch ihre bloße Anwesenheit die herkömmliche Forschung als ‚Männerforschung' kenntlich macht, oder ob sie sich in ein ‚Frauenghetto' begibt,[14] so dass die Beschäftigung mit Männern weiterhin als allgemeine oder auch neutrale Forschung erscheint, diejenige mit Frauen dagegen als orchideenhafte Besonderheit. ‚Frausein' und ‚Weiblichkeit' erschiene dabei als ein reflektions- und erklärungsbedürftiger Gegenstand, während ‚Mannsein' und ‚Männlichkeit' einmal wieder erst gar nicht in Erscheinung träte.

(Kritische) Männerforschung

‚Männerforschung' gibt es mittlerweile jedoch auch als ‚kritische Männerforschung', die Mannsein, Männlichkeit und auch die von Feministinnen und Frauenforscherinnen kritisierte Männergeprägtheit und männliche Dominanz konventioneller Wissenschaft, Kultur etc. thematisiert und hinterfragt. In den USA entstand sie – in Auseinandersetzung mit der feministischen Literatur – bereits in den 70er Jahren, und auch in Deutschland gibt es mittlerweile einige Vertreter.[15] Das Nebeneinander alternativer Begriffe, mit denen diese Fachbereiche bezeichnet werden, drückt die Vielzahl unterschiedlicher Ansätze aus.[16] Im Gegensatz zur ‚alten', insbesondere ihrer eigenen Geschlechtlichkeit gegenüber blinden ‚Männerforschung' ist die ‚neue' pro-feministische Männerforschung geschlechtssensibel und -reflektiv. ‚Kritische Männerforschung' ist insofern ‚pro-feministisch' als dass auch sie das oben eingeführte zweite feministische Ziel der Veränderung der bisherigen, als einschränkend erlebten Geschlechterordnung verfolgt.

Gender Studies/Geschlechterforschung

Frauen- und Männerforschung werden unter dem Begriff ‚Geschlechterforschung' zusammengefasst. Alternative Begriffe, die für diesen im Vergleich zu den vorgenannten umfassenderen Bereich verwendet werden, sind *Gender*-Forschung oder auch Geschlechterverhältnisforschung. Diese unterschiedlichen Begriffe sind allerdings nicht synonym, verbinden sich damit doch je unterschiedliche Schwerpunkte, auch weisen sie verschiedene Vor- und Nachteile auf:

Ein Vorteil des Begriffes ‚Geschlechterverhältnisforschung' besteht darin, dass durch ihn deutlich wird, dass die Kategorie ‚Frauen' die So-Bezeichneten jeweils durch deren Abgrenzung gegen so genannte ‚Männer' charakterisiert.[17] In dieser Abgrenzung gegen und gleichzeitigen Bezogenheit auf das andere Geschlecht liegt zugleich aber auch ein Nachteil des Begriffes: Er lenkt den Blick in erster Linie auf den berühmten ‚kleinen Unterschied'. Differenzen innerhalb der Gruppe der Frauen (s.o.) können dadurch marginalisiert oder gar übersehen werden. Problematisch ist an dem Begriff Geschlechterverhältnisforschung darüber hinaus, dass er die Beziehung zwischen ausschließlich zwei Geschlechtern – eben ‚Männern' und ‚Frauen' – suggeriert. Der Plural ‚Geschlechter' bietet aber eigentlich Raum für mehr als nur zwei Geschlechter (s.u.).

Eine Geschlechterforschung, die sich auf die Untersuchung von Männern und Frauen beschränkt, unterwirft sich einer vom gesellschaftlichen Diskurs induzierten ‚Heteronormativität', die nur zwei Geschlechter für möglich erachtet und die in der *Queer*-Forschung (s.u.) infrage gestellt wird. Programmatisch lässt sich sagen: Geschlechterforschung sollte mehr sein als lediglich eine Zusammenfassung von Frauen- und Männerforschung.

Häufig wird aus dem Amerikanischen auch der Begriff *Gender Studies* übernommen. Dabei handelt es sich um keinen überflüssigen Anglizismus: Durch den Begriff *Gender* wird es möglich, das ‚biologische' (*sex*) gegenüber dem ‚sozialen Geschlecht' (*gender*) abzugrenzen. Somit eröffnet die Bezeichnung *Gender*-Forschung die Möglichkeit, sofort deutlich zu machen, dass es in diesem Forschungsbereich zumindest nicht in erster Linie um die Untersuchung biologischer Geschlechtsunterschiede geht.[18]

EXKURS: *sex*, *gender* und *desire*

> „Die Italienerin wirbelte unterdessen mit nahezu waagrecht fliegendem Rocksaum über die Tanzfläche. Vivian ertappte sich dabei, nach ihrem Penis Ausschau zu halten... (...) Daß Angela Stövers Schwanz weiblichen Geschlechts war, machte die Sache nicht weniger kompliziert: Konnte Vivians Blick womöglich ein lesbischer gewesen sein?"[19]

Anders als die deutsche Sprache bietet die englische Sprache die Möglichkeit zwischen einem biologischen und einem sozialen Geschlecht zu unterscheiden. Diese Differenzierungsmöglichkeit wird im Rahmen der feministischen Theorie und der *Gender*-Forschung vielfach genutzt: Während der Begriff *sex* für das ‚biologische' oder auch ‚anatomische Geschlecht', für ‚Sexualität' und ‚Geschlechtsakt' steht, bezeichnet der Begriff *gender* im Englischen ursprünglich das grammatikalische Geschlecht von Substantiven.

Deutsche Übersetzungsvarianten für *gender* sind neben ‚soziales Geschlecht' oder ‚soziokulturelles Geschlecht', ‚Geschlechtsrolle' ‚Geschlechtsidentität' ‚Genus' oder auch ‚Geschlechterverhältnis'. Die Verwendung der Kategorie *Gender* innerhalb der feministischen Diskussion ist allerdings keine Neuerung der letzten Jahre oder auch Jahrzehnte, so verwendete ihn z.B. schon die amerikanische Theoretikerin Gayle Rubin 1975 in ihrer Theorie vom „Sex-*Gender*-System".[20] Er gewann aber hier wie in den USA erst in den 80er-Jahren seine heutige Relevanz. In den 90ern erfuhr er dann durch die Verbindung mit der dekonstruktivistischen und diskurstheoretischen Theoriebildung eine neue Einbindung und einen enormen Bedeutungszuwachs. Dass im Deutschen bisher noch keine kohärente Übersetzung für *gender* eingeführt wurde, macht deutlich, dass keiner der oben aufgeführten Begriffe das Bedeutungsfeld des englischen Wortes vollständig deckt, weshalb der Begriff *Gender* auch häufig in deutschsprachigen Texten verwendet wird.

Die Einführung des Begriffpaares *sex* und *gender* gilt als wichtiger Fortschritt in der feministischen Theoriediskussion, da der Begriff *Gender* es ermöglicht, unmissverständlich auf das soziale Geschlecht Bezug zu nehmen. So kann deutlich gemacht werden, dass nicht etwa die (vermeintlich) ahistorischen körperlich-biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen Thema sind. Durch diese Loslösung von biologischen Erklärungen erscheint die Anatomie nicht mehr als ‚Schicksal'. Mit Beauvoir gesprochen: „Man wird nicht als Frau geboren, sondern wird es."[21] Oder auch (mit Ursula Scheu): „wir werden dazu gemacht"[22] – wodurch auch immer: Durch die (gezielte) Erziehung oder auch (genereller) die Sozialisation, durch Erwartungen, bestimmte Tätigkeitsfelder, durch Diskurse, oder auch ‚die Kultur' im Allgemeinen.

Die amerikanische Rhetorikprofessorin Judith Butler kritisiert, dass zwar die Möglichkeit der begrifflichen Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* genutzt werde, dabei aber weiterhin ganz selbstverständlich davon ausgegangen werde, dass ein weibliches biologisches Geschlecht auch mit einem weiblichen sozialen Geschlecht gekoppelt wäre und männliches *sex* mit männlichem *gender*.[23] *Gender* sei jedoch kein expressiver Ausdruck eines biologischen Geschlechts sondern stattdessen eine performative Inszenierung. Es seien darum auch durchaus Subjekte mit weiblichem *sex* und männlichem *gender* denkbar – und auch umgekehrt. Butler stellte auch infrage, dass es (parallel zur klassischen ‚biologischen' Zweigeschlechtlichkeit) auch auf der Ebene von *gender* lediglich zwei Geschlechter geben solle und beschrieb Subversionen der Heteronormativität.

Darüber hinaus radikalisierte Butler die *Gender*-Herangehensweise, indem sie deutlich machte, dass sich das vermeintlich vorkulturelle Geschlecht *sex* unseren Erkenntnismöglichkeiten entzieht: Was wir als *sex* wahrnehmen, sei

im Grunde immer schon *gender*, denn *sex* sei *gender* nicht vorgängig, sondern einer seiner Effekte: Auch *sex* konstituiere sich erst durch wirklichkeitsstiftende Inszenierung.[24] Butler stellt also die saubere Abgrenzung von *sex* und *gender* wieder infrage.[25]

Neben den beiden Kategorien *sex* und *gender* bringt Butler eine dritte Kategorie ins Spiel, die ebenfalls für die Vorstellung von Geschlechtern eine überaus wichtige Rolle spielt: Die Größe *desire*, also das (sexuelle) Begehren, das sich auf das gleiche, das andere oder auch auf beide Geschlechter richten kann. Hinsichtlich der Kategorie *desire* gibt es neben der hetero- und homosexuellen Ausrichtung die Bisexualität.

Betrachtet man die unterschiedlichen Kategorien *sex*, *gender* und *desire* als frei miteinander kombinierbar, so ergeben sich schon bei der einfachsten Annahme von nur zwei Möglichkeiten je Kategorie, z.B. den traditionellen Zuordnungen ‚männlich' und weiblich' (sowohl auf der Ebene von *sex* als auch von *gender*), bzw. männer- oder frauenorientiert (auf der Ebene von *desire*) schon 2^3, also 2 mal 2 mal 2 und damit 8 Geschlechter. Wird dann z.B. auf der Ebene von *desire* die Möglichkeit der Bisexualität mit einbezogen oder auf allen Ebenen zwar von zwei Polen, aber nicht von einer binären Opposition sondern einem Kontinuum ausgegangen,[26] also einem Übergang zwischen ‚männlich' und ‚weiblich' (sowohl auf der Ebene von *sex* als auch der von *gender*), männer- und frauen-orientiert, steigt die Kombinationsmöglichkeit ins Unermessliche: Es kommt damit zu der viel diskutierten ‚Vervielfältigung' der Geschlechter.

Queer Studies

Mehr noch als innerhalb der *Gender Studies* ist diese Vielfalt unterschiedlicher Geschlechter Gegenstand der *Queer Studies*.[27] Das Wort *queer*, das im Englischen ursprünglich ‚eigenartig', ‚seltsam', ‚komisch' oder auch ‚kauzig' bedeutet, wurde zunächst als eine abwertende Bezeichnung, eine Art Schimpfwort verwendet, dann aber ganz ähnlich wie das Schwarz-Sein in der Formel „black is beautiful" offensiv aufgegriffen und positiv gewendet.

Die unterschiedlichen Ausformungen sexueller ‚Abweichung' von der heterosexuellen Norm soll im Rahmen der *Queer*-Forschung jedoch nicht wie in einer Art ‚Exotenkabinett' vorgeführt werden. Statt dessen geht es darum, deutlich zu machen, dass die Abweichung erst durch eine Normsetzung als solche überhaupt hervorgebracht wird. Es ist die so genannte ‚Heteronormativität' oder auch, die „heterosexuelle Matrix"[28], d.h. der Zwang zur Angleichung an

eine heterosexuelle Norm und einen damit in Zusammenhang stehenden Heterosexismus die die Möglichkeit einer ‚Abweichung' überhaupt erst generiert. Aus der Tradition der *Gay*- and *Lesbian Studies* übernehmen die *Queer Studies* darüber hinaus die Erforschung und Thematisierung homosexueller Literatur und Kultur. Wichtige Namen in diesem Zusammenhang sind neben Judith Butler z.B. die Vorläuferinnen Adrienne Rich mit ihrem Aufsatz „Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz",[29] die von Butler stark rezipierte französische Theoretikerin Monique Wittig oder auch die Amerikanerin Judith Halberstam.

Beschränkt sich *Gender*-Forschung nicht auf Männer- und Frauenforschung und auf die Erforschung des Geschlechterverhältnisses zwischen Männern und Frauen, sind *Queer Studies* in ihnen eigentlich schon mitenthalten. Innerhalb dieser werden *Queer Studies* aber auch als ein eigenständiges Themengebiet betrachtet. In der gegenwärtigen *Gender*-Theorie und insbesondere im Rahmen einer ‚Kritik an der Kategorie Geschlecht'[30] spielen queere Subjekte[31] als radikale Denkfigur allerdings eine so prominente Rolle, dass dieser Fachbereich regelrecht auf sie angewiesen ist. Fragen lässt sich indessen, ob sie in den Theoriediskussionen, in denen sie quasi zur geschlechterpolitischen Avantgarde erklärt werden, nicht „romantisiert"[32] oder sogar vereinnahmt und funktionalisiert werden.

Manchmal wird der Begriff *queer* auch auf andere ‚uneindeutige' und ‚hybride' Identitäten ausgeweitet, besonders hinsichtlich der Kategorie *race* oder auch ethnisch-kultureller Zugehörigkeit. Parallelen und Zusammenhänge sind nicht von der Hand zu weisen: Nicht nur hinsichtlich Geschlecht, Geschlechterrolle und Begehren findet eine Ausgrenzung des vom zur Norm erhobenen Abweichenden statt. Trotzdem muss sich erst noch herausstellen, inwieweit sich diese Begriffsausweitung als produktiv erweist.

Heterogenität

Sowohl bei den *Gender Studies* als auch beim Feminismus handelt es sich nicht um eine einheitliche Theorie, sondern um einen weit ausgefächerten Diskurs, an dem nicht nur vielfältige, sondern oft auch unvereinbare Denkrichtungen beteiligt sind.

War bis Ende der 1980er Jahre noch die Grobeinteilung in einen ‚liberalhumanistischen', einen ‚sozialistischen' und einen ‚radikalen' Feminismus relevant, so spricht man heute in erster Linie von einer Dreiteilung der *Gender Studies* in Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion. Diese Dreiteilung wird oft – etwas vereinfachend – als zeitliche Abfolge dargestellt und in etwa den

1970er, 80er und 90er Jahren zugeordnet. Alternativ zum Begriff ‚Dekonstruktion' sind auch die Ausdrücke ‚Konstruktivismus', ‚Kulturalismus', ‚Poststrukturalismus', ‚Diskurstheorie' oder auch ‚Postmoderne' gängig (s.u.). Eine andere aktuelle, stark polarisierende Strukturierung stellt der (de-)konstruktivistischen Herangehensweise essentialistische, ontologische oder auch biologische Argumentationen polar gegenüber, wobei Letztere so gut wie durchgängig als Negativbezeichnung verwendet werden.

Unzulässige Identifizierungen

Essentialistische (etc.) Argumentationen werden vielfach mit Differenztheorien gleichgesetzt. Damit droht jedoch eine problematische Vereinfachung: Eine differenztheoretische Position muss nicht unbedingt biologisch-essentialistisch begründet sein: Differenzen können auch durch die Sozialisation, durch gesellschaftliche Rollenzuweisung oder durch Diskurse zustande kommen.

So sprechen sich manche Autorinnen für eine Aufwertung ‚weiblicher Werte' insbesondere durch Frauen aus, begründen diese Zielsetzung aber gerade nicht durch eine ‚natürliche' Nähe zwischen Frauen und diesen Werten. Vielmehr machen sie die Kultur dafür verantwortlich, dass diese Werte vor allem Frauen zugeordnet wurden, was überhaupt erst eine Etikettierung als ‚weiblich' nahe legt. Dass sowohl die Frauen als auch die vermeintlich ‚weiblichen' Werte dann aber sehr schnell marginalisiert worden sind, sei sicherlich kein Zufall.

Anders herum betrachtet ist auch die verbreitete Annahme, dass aus der Feststellung biologischer Unterschiede zwangsläufig eine differenztheoretische Position folgen müsse nicht haltbar. Die Einordnung des ‚Gleichheitsfeminismus' in die Polarisierung Essentialismus/Konstruktivismus ist dagegen weniger eindeutig. Es macht allerdings mehr Sinn, ihn dem Konstruktivismus zuzuordnen, da essentielle Gegebenheiten hinter dem angestrebten Ziel ‚Gleichheit' zurücktreten.

Unterschiedliche Positionen

Die Begriffe Gleichheits-, Differenz- und dekonstruktiver Ansatz wurden zunächst vor allem zur Bezeichnung unterschiedlicher feministischer Strömungen eingeführt, mittlerweile werden sie aber auch auf die Klassifikation von Forschungsarbeiten zum Thema *Gender* übertragen, was zu einigen Verwirrungen führt.

Im *Gleichheitsfeminismus* geht es um das Ermöglichen oder auch das tatsächliche Erreichen von Gleichheit (Gleichberechtigung bzw. Gleichstellung). Von einer bestehenden Gleichheit wird dabei nicht ausgegangen, stattdessen wird sie als Ziel angestrebt. Im Kern geht es in den Gleichheitsansätzen somit immer darum, vor der Folie einer als Ideal gesetzten Utopie den gegenwärtigen Stand der Dinge zu kritisieren. Der Sinn von Gleichheitsansätzen besteht gerade darin, bestehende Ungleichheit zu kritisieren: Die Benachteiligung von Frauen soll aufgehoben werden, Frauen sollen tatsächlich (Gleichstellung) die gleichen Möglichkeiten haben und nicht nur theoretisch (Gleichberechtigung). Eine noch vor der kulturell bedingten Ungleichheit liegende Gleichheit ist also keineswegs erforderlich. Eine Argumentationslinie, die davon ausgeht, dass nur aufgrund einer biologischen Gleichheit auch eine gesellschaftliche Gleichheit möglich ist, ist am Ende zunächst einmal unreflektiert biologistisch.

Auch der feministische *Differenzansatz* fordert eine Neubewertung von Differenz ein und bleibt somit nicht beim Konstatieren von Unterschieden stehen. Zentral ist hier der Gedanke, Differenzen nicht einzuebnen, sondern sie produktiv zu wenden. So spielen bisher untergeordnete ‚weibliche' Werte als anzustrebende Ideale in feministischen Utopien oft eine maßgebliche Rolle.

Entscheidend für die Einordnung einer Argumentationsfigur als dem Differenzansatz zugehörig, ist, ob die mit dem Geschlecht in Verbindung gesetzten Differenzen als anstrebenswert erachtet werden – oder auch als erhaltenswert, wie auch immer sie zustande gekommenen sind.

Obwohl es eine Kontinuität von der Frauenbewegung zum Feminismus und der *Gender*-Forschung gibt, ist es problematisch, Begriffe direkt aus dem ‚politischen' Feminismus in die ‚wissenschaftliche' *Gender*-Forschung zu transferieren. Derart dekontextualisiert provozieren sie leicht Missverständnisse.

So genügt heute für die Einordnung von *Forschungsarbeiten* als ‚differenzfeministisch' oftmals schon, dass von etwaigen Differenzen ausgegangen oder überhaupt nach ihnen gefragt wird. Sowohl für die Position des feministischen Gleichheits- wie auch des Differenzansatzes ist jedoch in erster Linie die Zielsetzung entscheidend, also der politische Soll- und nicht ein festgestellter Ist-Zustand. Die vorschnelle Einordnung von Forschungsdesigns anhand ihrer Fragestellung oder ihrer Befunde – aus der Frage nach oder Beobachtung von Unterschieden folgt die Einordnung als Differenzansatz und aufgrund derjenigen von Gleichheit die als Gleichheitsansatz – birgt die Gefahr das Gegebene als ‚natürlich' und deshalb gut zu betrachten. Genau diese Gleichsetzung hat der Feminismus aber seit jeher zu bekämpfen versucht.

Um Missverständnissen dieser Art vorzubeugen ist es hilfreich zwischen der ‚deskriptiven' und der ‚programmatischen' Ebene zu unterscheiden.

Sowohl Gleichheits- wie Differenzpositionen sind nicht ohne Kritik geblieben:

Der am häufigsten gegenüber dem feministischen Gleichheitsansatz erhobene Vorwurf lautet, dass damit eine Angleichung von Frauen an Männer und deren Normen und Ziele betrieben werde. Der Differenzansatz dagegen wurde zunächst dafür kritisiert, dass er Frauen oft doch wieder auf eine altbekannte ‚Weiblichkeit', z.B. eine friedlich sorgende Rolle, festlegt. Darüber hinaus lässt sich gegen eine bloße Aufwertung der weiblichen Differenz, wie sie u.a. durch den Buchtitel *Die Stärke weiblicher Schwäche* eingefordert wurde,[33] auch einwenden, dass Frauen durch die Übernahme dieser Position nicht nur ihre eigene Lage geschwächt haben, sondern auch die destruktive Männlichkeit erst ermöglicht haben. Wie Christina Thürmer-Rohr in ihren Ausführungen zur Mittäterschaft, die Ende der 80er Jahre in Deutschland diskutiert wurden, deutlich macht, wurden Frauen gerade durch die Übernahme der ‚weiblichen' (d.h. hier: der traditionell Frauen zugeschriebenen) Rolle zu Mittätern, da sie es Männern ermöglichten, sich auf den ‚männlichen' Part zurückzuziehen.[34] Dies kann nicht ohne Folgen für die Zielbestimmung bleiben: Geht man davon aus, dass die klassisch männliche Rolle nur durch die komplementäre weibliche möglich ist und *vice versa*, muss ein Feminismus, in dem Frauen ihre traditionelle Rolle aufkündigen keine Angleichung an ‚männliche' Werte bedeuten.

Gegenüber Orientierung auf Differenzen (insbesondere zwischen Männern und Frauen) im Bereich der *Gender*-Forschung wird oft der Vorbehalt geäußert, die Feststellung von Differenzen würde zwangsläufig mit einer Hierarchisierung einhergehen. Darüber hinaus konstituiere zwangsläufig gerade die Fragen nach Differenzen (nicht nur zwischen den Geschlechtern) diese Unterschiede. Wird nach Differenzen gefragt, dann würden sie auch gefunden, unabhängig von einem etwaigen Vorhandensein *per se*. Vermutlich liegt das Problem aber etwas anders: Nicht die Frage nach Differenzen ist der Fehler, wohl aber die implizite Annahme, könnten keine Differenzen ausgemacht werden, so sei das kein Ergebnis. Anstatt davon auszugehen, dass es auf alle Fälle Differenzen gibt, sollte besser nach etwaigen Differenzen gefragt werden, d.h. die Fragestellung muss auch gegenüber dem Ergebnis offen sein, dass es eben doch keine Differenzen gibt. Entscheidend kann es darüber hinaus auch sein, nicht nur nach den klassischen Geschlechterkategorien ‚Mann' und ‚Frau' zu fragen und auch für weitere Parameter, wie z.B. Alter oder gesellschaftliche Position, offen zu sein.

Erst dem dekonstruktiven Ansatz, der im folgenden Kapitel vorgestellt wird, gelingt es, das so genannte ‚Wollstonecraft-Dilemma' zwischen der individuellen und kollektiven feministischen Zielsetzung zu überwinden. Es besteht darin, dass, um Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, Frauen nicht mehr auf eine traditionelle ‚Weiblichkeit' festgelegt werden dürfen (Gleich-

heitsfeminismus), während gleichzeitig die androzentristische Prägung der Gesellschaft bekämpft werden muss (Differenzfeminismus) .

Unterschiedliche Argumentationslinien oder auch Ansätze

Als Argumentationslinien möchten wir unterschiedliche Herangehensweisen bezeichnen, die sich auf verschiedene Theoriegebäude wie z.B. die (Evolutions-)Biologie, die Psychoanalyse, den Marxismus, die postmoderne Theoriediskussion oder auch Sozialisationstheorien beziehen. Von Argumentationslinien sprechen wir, weil es mittlerweile zumeist nicht mehr darum geht, diese Herangehensweisen empirisch zu verifizieren oder auch zu falsifizieren. Eher ist davon zu sprechen, dass hier unterschiedliche Sprachen bzw. Sprachspiele vorliegen, innerhalb derer sich WissenschaftlerInnen jeweils bewegen. Innerhalb der diversen Argumentationslinien kommen wiederum unterschiedliche Methoden zum Tragen, es ist also auch auf dieser Ebene eher von Diskursen zu sprechen.

Wir werden uns im Folgenden auf die Gegenüberstellung des konstruktivistischen und des biologistischen Ansatzes beschränken.

Momentan dominieren innerhalb der feministischen Theoriediskussion und der *Gender*-Forschung konstruktivistische, diskurstheoretische, postrukturalistische, dekonstruktivistische, kulturalistische wie auch postmoderne Herangehensweisen. Diese Bezeichnungen werden teilweise beinahe wie Synonyme verwendet, sie stehen in einem engen Zusammenhang, setzen aber unterschiedliche Schwerpunkte und verweisen auf unterschiedliche grundierende Theoriestränge:

- Der ‚Konstruktivismus' lässt sich zunächst in eine ‚sozialkonstruktivistische'[35] und eine ‚kognitionstheoretische' Richtung ausdifferenzieren. Beide gehen davon aus, dass es keine menschenunabhängige Welt gibt, oder sie uns zumindest nicht als solche zugänglich ist. Arbeitet der Sozialkonstruktivismus heraus, dass vermeintlich Naturgegebenes immer schon kulturell geformt ist, hebt die kognitionstheoretische Richtung auf die erkenntnistheoretische Ebene ab. Gegenbegriffe zum Sozialkonstruktivismus sind ‚Essentialismus', ‚Ontologismus' und ‚Biologismus', während sich der kognitionstheoretische Konstruktivismus gegen den philosophischen Realismus und den Positivismus wendet. Beim kognitionstheoretischen Konstruktivismus kann noch einmal zwischen einer diskurstheoretischen und einer biologischen Ausrichtung unterschieden werden. Während im diskurstheoretischen Konstruktivismus die Diskurse, d.h. das, was überhaupt gesagt werden

kann, die Perzeption (also das, was als ‚Wirklichkeit' wahrgenommen wird) prägen, ist es beim biologischen (kognitionstheoretischen) Konstruktivismus zunächst die Struktur des menschlichen Wahrnehmungsapparates, die über Wahrnehmbarkeit und Wahrnehmungsform entscheidet. Der biologische Konstruktivismus spielt in der feministischen und *gender*-theoretischen Debatte allerdings nur selten eine Rolle, die beiden anderen Ausrichtungen haben dafür aber einen um so höheren Stellenwert. Dabei wird zwischen den beiden Ebenen, auf die sie jeweils fokussieren, oft nicht wirklich unterschieden.[36]

- Der Begriff ‚Kulturalismus' entspricht inhaltlich in etwa dem Sozialkonstruktivismus. Den Gegenbegriff zu ‚kulturalistisch' stellt die Bezeichnung ‚naturalistisch' dar. Es geht hier also darum, dass z.B. das Geschlecht erst durch die Kultur als solches konstruiert wird und nicht naturgegeben ist.

- ‚Dekonstruktion' bezeichnet das vor allem von Derrida entwickeltes Verfahren der Entverselbständlichung und Entnaturalisierung. Durch das Verfahren der Dekonstruktion wird deutlich gemacht, dass es sich bei vermeintlich Natürlichem im Grunde um kulturelle Konstruktionen handelt. Zentral ist die Kritik am Denken in binären Oppositionen, wie es sich nicht nur in der Gegenüberstellung Mann/Frau, sondern auch in Kultur/Natur, Geist/Materie oder auch Tag/Nacht ausdrückt.

- Der Begriff ‚diskurstheoretisch' stellt ebenfalls die Verbindung zu einem bestimmten Denker her: Zu Michel Foucault und seinem Diskursbegriff.

  „Als Diskurse gelten ... ‚Redeweisen', sprachliche ‚out-fits' von sozialen Klassen und Berufsständen, Generationen, Epochen, literarischen Gattungen, wissenschaftlichen Disziplinen und spezifischen sozialen oder kulturellen Milieus. Zudem wird betont, dass es nicht nur sprachliche Formen – mündliche oder schriftliche – der Bedeutungszuschreibung gibt, sondern auch noch andere, ähnlich funktionierende Zeichensysteme kulturelles Symbolisation. So können architektonische Grundformen ebenso interessieren wie Bestattungsriten oder Kleidermoden. Wenn von diskursiven Praxis oder von diskursiven Formationen die rede ist, ist damit der Komplex einer bestimmten ‚Redeweise' und ihrer institutionellen Bedingungen, die Art und Weise der Medialisierung und der Zusammenhang von Kenntnissen und Wissen innerhalb eines bestimmten historischen Zeitraums gemeint."[37]

  Diskurse regeln, was zu einem bestimmten Zeitpunkt sagbar ist. Durch die Zurückverfolgung von Diskursen wird die historische Kontingenz von Begriffen, Kategorien und Theorien aufgedeckt.

- Der Begriff ‚Poststrukturalismus' bezeichnet eine Gruppe von Theorien, die in Frankreich Ende der 60er- und in den 70er-Jahren entstand. Jacques Derrida, Michel Foucault, Jaques Lacan, Julia Kristeva, der späte Roland Barthes, Jean-Francois Lyotard, Gilles Deleuze, Félix Guattari und Luce Irigaray sind hier die maßgeblichen AutorInnen. Gemeinsam setzten sie sich vom ‚Strukturalismus' ab, der insbesondere durch Ferdinand de Saussure und Claude Lévi-Strauss geprägt wurde und das beherrschende Paradigma in den Sozial- und Kulturwissenschaften vor allem im Frankreich der 60er-Jahre war. Während das vorwiegend sprachlich basierte Strukturmodell im Strukturalismus statisch gedacht wurde, gilt es im Postrukturalismus als dynamischer Verweisungsprozess.

- Der Begriff ‚postmodern' bezeichnet eine bestimmte historischen Epoche, der u.a. auch die poststrukturalistische Theorierichtung zuzuordnen ist. Zentrale Gedanken sind u.a. eine Abwendung vom Fortschrittsdenken der so genannten Moderne, ein Plädoyer für Heterogenität (z.B. von Lebens-, Denk- und Handlungsformen) und der Versuch die Kluft zwischen ‚Kunst' und ‚Massenkultur' zu überwinden. Seyla Benhabib charakterisierte das postmoderne Denken durch die drei Thesen vom „Tod des Menschen", dem „Tod der Geschichte" und dem „Tod der Metaphysik".[38] Die Postmoderne drückt sich nicht nur in der Theorie, sondern z.B. auch in der Architektur, der Literatur und der bildenden Kunst aus und insbesondere auch im Lebensgefühl.

Interessant ist hier die Verortung von Judith Butler, die immer noch als zentrale Theoretikerin in den *Gender Studies* gilt, wird sie doch gleichzeitig allen diesen Richtungen zugeordnet. Zentral ist dabei die Annahme von der Konstruiertheit gesellschaftlicher Wirklichkeit. Dass im Anschluss an ihre Thesen oft polemisiert wurde, man könne sich, wenn das Geschlecht doch konstruiert sei, jeden Morgen ‚vor dem Kleiderschrank für eine neue Geschlechtsidentität entscheiden', macht auf eine Problematik dieser Ansätze aufmerksam – und verkennt dabei doch zugleich deren zentrale Implikation: Indem Diskurse als unreflektierte Wahrnehmungsraster und Verhaltensvorgaben wirken, können sie sehr mächtig sein. So schreibt Butler:

> „Wenn aber die jeweilige ‚Kultur', die die Geschlechtsidentität ‚konstruiert', nach Maßgabe des Gesetzes (oder eines Ensembles von Gesetzen) begriffen wird, ist die Geschlechtsidentität ebenso determiniert und festgelegt, wie nach der Formel ‚Biologie ist Schicksal'. Nur hätte hier die Kultur an der Stelle der Biologie die Rolle des Schicksals übernommen."[39]

Das befreiende Moment sieht Butler in der unfreiwillig oder aber auch willkürlich minimal vom ‚Gesetz' abweichenden Wiederholung: Der Parodie, Travestie oder Pastiche, die eine Möglichkeit der Dekonstruktion darstellen.

‚Biologistisch', ‚essentialistisch' oder auch ‚ontologisch' sind Kampfbegriffe, mit denen sich Konstruktivistinnen gegen die von ihnen kritisierte Theorien und Untersuchungen abgrenzen.

Insbesondere die Bezeichnung ‚biologistisch' stellt keine positive oder auch neutrale Selbstbezeichnung dar, sondern wird ausschließlich als pejorative Fremdbezeichnung verwendet. Die Etikettierung einer Herangehensweise als ‚biologistisch' drückt die Einschätzung aus, es würde zu stark – oder an einer unangebrachten Stelle – biologisch argumentiert. Da sich allerdings immer die Frage stellt, wo dieses Zuviel (und damit der Biologismus) anfängt, handelt es sich jedoch um einen höchst relativen Begriff.

In konservativen und anti-feministischen Kontexten wird insbesondere die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung häufig ‚biologistisch' begründet: Da Frauen diejenigen seien, die nach wie vor gebären, sei es doch ‚ganz natürlich' dass auch die Aufgabe der Kindererziehung bei ihnen läge. Diese Zuständigkeit wird dann oft gleich auf die gesamte Hausarbeit ausgedehnt. ‚Biologistische' Argumentation gibt es aber auch in feministischen Zusammenhängen: So wird z.B. von manchen Ökofeministinnen aus der ‚weiblichen Biologie', insbesondere der so genannten Gebärfähigkeit, eine besondere Naturnähe von Frauen abgeleitet.

Im Zentrum der Kritik von Feministinnen und *Gender*-Theoretikerinnen stehen biologische Erklärungen, die das Verhalten betreffen. Im Rahmen des konstruktivistischen Diskurses wird mittlerweile aber auch schon die Aussage, es gäbe in irgendeiner Weise biologische Unterschiede (z.B. der Anatomie) als biologistisch kritisiert. Angesichts der in der Vergangenheit zu beobachtenden Konstruktion vermeintlich biologischer ‚Fakten', die der Untermauerung des bürgerlichen Geschlechtverhältnisses dienten, ist dieser Vorbehalt gegenüber angeblicher Tatsachenberichte nachvollziehbar. Der entscheidende Punkt ist aus unserer Sicht aber, inwiefern mit den biologischen Unterschieden auch eine jeweilige Bestimmung oder Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten verbunden wird, ob es sich also um einen ‚biologischen Determinismus' handelt.

Die ‚Gleichheitsfeministin' Simone de Beauvoir etwa widmet in ihrem zum feministischen Klassiker avancierten Buch *Das andere Geschlecht40* ein ganzes Kapitel biologischen Unterschieden. Wohlgemerkt geht es Beauvoir hier nicht etwa darum, biologische Unterschiede infrage zu stellen, vielmehr fasst sie die Ergebnisse biologischer Forschung eher affirmativ zusammen und ist dabei in vielen Punkten sogar konservativer als die meisten heutigen Biologen.[41] Obwohl Beauvoir also die in den von ihr rezipierten Texten beschriebenen biologischen Unterschiede nicht anzweifelt, vertritt sie keine biologistische Position und natürlich auch keinen Differenzstandpunkt: Beauvoir erhebt diese Unterschiede nicht zum Programm. Ihr geht es vielmehr um deren Überwindung.

Parallel zu Gayatri Spivaks ‚strategischem Essentialismus' ließe sich vielleicht von einem ‚strategischen Konstruktivismus' sprechen. Entscheidend für ihn wäre nicht, ob die Annahme der Konstruktion verifizierbar ist. Stattdessen ginge er strategisch von Konstruktion aus, um erst einmal alles als diskutier-, hinterfrag- und veränderbar zu betrachten.[42]

Ebenen und Ebenendurchdringung

Biologische, sozialisationstheoretische oder auch diskursanalytische Erklärungen können auch als Beschreibungen auf unterschiedlichen Ebenen betrachtet werden, die sich dabei nicht unbedingt widersprechen müssen. Klassischerweise gilt dabei die essentialistische Ebene der Biologie als ‚grundlegend'. Insbesondere die feministische Naturwissenschaftsforschung- und -kritik stellt jedoch eine solche Hierarchisierung infrage, sie macht deutlich, dass vermeintlich vorkulturelle Natur eine Illusion ist.

Dass die unterschiedlichen Ebenen jeweils Gegenstand unterschiedlicher Fachbereiche sind und die je fachspezifischen Perspektiven nur selten verlassen werden, erweist sich für eine weiterbringende Diskussion als wenig förderlich. Bestimmte Fächer beschränken sich auf jeweils eine Ebene, was den Blick für die Beziehungen unter ihnen wie auch für ihre ‚Durchdringungen' nicht gerade schärft. So begreifen insbesondere Naturwissenschaftler diskursanalytische (oder auch schon historische Untersuchungen) des von ihnen produzierten Textkorpus als nicht zu ihrem Fach gehörig – und zumeist auch als generell überflüssig. Heftige Reaktionen auf derartige Projekte sind hier eher die Regel als die Ausnahme.

Feministische Naturwissenschaftskritikerinnen kritisieren dieses Selbstverständnis als unreflektiert. *Gender*-Forschung ist also nicht nur durch die Untersuchung von ansonsten von den verschiedensten Fachdisziplinen bearbeiteten

Gegenständen interdisziplinär, sondern auch durch den vielfachen Vollzug von Methodentransfers.

Grenzüberschreibungen

Eine besondere Nähe weisen die *Gender Studies* nicht nur zu dem jungen Fachbereich *Queer Studies,* sondern auch zu den *Postcolonial* und *Disability Studies* auf. Gemeinsamkeiten gibt es hier insbesondere mit den *Gender Studies* in ihrer poststrukturalistischen Ausprägung: Unter Rückgriff auf diese Theoriebildung beschäftigen sich die neuen Forschungsfelder u.a. mit Kanonisierungs- und Marginalisierungsprozessen, mit der Infragestellung und Reflexion so genannter ‚Normalität', die sich als vermeintliche ‚Natur' unangreifbar macht. Selbstverständliches und vorgeblich ‚Natürliches' wird in allen diesen Fächern unter der formelartigen Prämisse „Alles ist Konstrukt" infrage gestellt, als verhandel- und veränderbar begriffen.

Neben der Kritik an Naturalisierungen steht in diesen jungen Disziplinen das Verhältnis von ‚Fremdem' und ‚Eigenem' im Zentrum der Aufmerksamkeit. Problematisiert werden Grenzziehungen, favorisiert dagegen Grenzüberschreibungen.[43] Nicht das von der Norm abweichende wird als fragwürdig begriffen, sondern die es ausgrenzende Ordnung.[44] Ziel ist deren Infragestellung und die Enthierarchisierung der Gegenüberstellungen von Normalem und Deviantem, von Fremden und Eigenem. Gefragt wird, ob Identität erst durch die Schaffung von Alterität möglich wird, jedes ‚Eigene' also von seinem ‚eigenen Anderen' abhängig ist, sowie der berühmte ‚Herr' von seinem ‚Knecht' (Hegel).

Obwohl dies aufgrund des theoretischen Hintergrundes eigentlich nicht so sein sollte, spielen bei allen diesen neuen Fächern – ähnlich wie in der frühen Frauen-, Männer und Geschlechterforschung – die eigene Betroffenheit immer wieder eine implizite oder auch explizite Rolle.

Third Wave

Mittlerweile ist von einer ‚Dritten Welle' des Feminismus die Rede,[45] die den ‚*20 and 30 something's*' zugeordnet wird und die den so genannten ‚Postfeminismus' abgelöst habe. Die Formulierung ‚Dritte Welle' macht (im Gegensatz zur Erklärung einer ‚postfeministischen' Generation oder auch Epoche) deutlich, dass ‚Feminismus' noch nicht als historisch überholter Begriff angesehen wird, der sich nur auf die ältere Generation engagierter Frauen bezöge. Im Gegensatz zum frühen Feminismus oder auch der frühen Frauenforschung erscheint im Feminismus der dritten Welle nicht mehr die Ausgrenzung und Unterordnung von Frauen als Hauptproblem. Im Sinne der *Gender*- und *Queer*-

Forschung ist stattdessen nun die Geschlechterordnung und die Kategorie Geschlecht als solche der zentrale Gegenstand. Daneben spielt aber auch die Öffnung zu den *Queer*, den *Postcolonial* oder auch den *Disability Studies* eine maßgebliche Rolle. Die Dritte Welle ist aus dem Kreis der jüngeren Generation von *Gender*-ForscherInnen entstanden und versteht sich wieder als stärker politisch orientiert.

Indem von einer dritten Welle *des Feminismus* gesprochen wird, wird dieser originär *gender*- und *queer*-theoretische Zusammenhang hier entgegen den eben aufgezeigten Entwicklungslinien dem ‚Feminismus' subsumiert und außerdem von einer aktuellen Welle der *Frauenbewegung* (und nicht der *Gender-Studies)* ausgegangen.

***

Der erste Aufsatz des vorliegenden Bandes stellt die *Gender*-Forschung im Bereich der **Politikwissenschaften** vor. **Gisela Riescher**, Politikwissenschaftlerin mit den Bereichen Politische Theorie und Ideengeschichte an der Albert Ludwigs-Universität Freiburg, macht deutlich, dass der aus den Anfängen der neuen Frauenbewegung stammende Slogan ‚das Private ist politisch' „mitten in's Herz der politischen Theorie" trifft: Er greife nämlich die beiden Kernbegriffe einer 2000-jährigen ideengeschichtlichen Debatte auf. Sicherlich vor allem auch dadurch sei die ursprünglich aus der Frauen*bewegung* stammende Kritik an der Trennung zwischen dem Bereich des ‚Öffentlichen' und des ‚Privaten' mittlerweile ins Zentrum der feministischen Politiktheorie gerückt.

Neben dem einleitenden Überblick über die feministische politische Theorie richtet Riescher deshalb den Fokus ihrer Ausführungen auf eine Darstellung des politiktheoretischen Diskurses um ‚das Öffentliche' und ‚das Private'. Dabei beginnt sie bei Aristoteles, der die Männer der öffentlichen Sphäre der *Polis* zuordnete, Frauen und Kinder dagegen dem privaten Raum des *Oikos*. Durch Thomas von Aquin wurde im Mittelalter, wie Riescher ausführt, diese Geschlechterzuordnung in den christlichen Rezeptionskontext übernommen und gehörte dann bis zum 18. Jahrhundert „zum Unterrichtskanon der philosophischen Fakultäten". Noch „in der neuzeitlichen politischen Theorie [lieferten sie, so Riescher, M.P.] den Gegendiskurs zur absolutistischen Staatslehre Bodins und Hobbes".

Die „radikalfeministischen Positionen in der Mitte des 20. Jahrhunderts", die sich in dem Satz ‚das Private ist politisch' ausdrückten, seien, durch zwei konfligierende Stränge innerhalb der politischen Theorie provoziert worden: Einerseits der Eigentumsproblematik, andererseits die Ideen des politischen Liberalismus mit seinem Bestreben ‚Schutzräume' (gegenüber dem Staat) zu schaffen.

Riescher fasst pointiert die von ihr vorgestellten Positionen innerhalb der feministisch-politikwissenschaftlichen Diskussion um das Öffentliche und das Private zusammen und ordnet sie drei zuvor von ihr eingeführten (‚allgemein')-feministischen Phasen zu: Während in einer ersten „Phase der grundsätzlichen Kritik" in erster Linie „mehr, bzw. eine andere Öffentlichkeit für die Privatsphäre" gefordert worden sei, sei es in einer zweiten Phase um eine andere Form von Privatheit gegangen. In einer dritten Phase sei dann „das Öffentliche im Sinne des Politischen in den Mittelpunkt" gestellt worden.

Ursula Köbl, Lehrstuhlinhaberin für Rechtswissenschaft an der Universität Freiburg mit den Schwerpunkten Sozialrecht, Arbeitsrecht, Bürgerliches Recht und Rechtssoziologie, unternimmt bei ihrer Darstellung der „grundlegende[n] Bezüge des Rechts und der **Rechtswissenschaft** zu den *Gender Studies*" [Hervorhebung M.P.] eine Unterscheidung in 5 unterschiedliche Themengebiete, die sie teilweise den unterschiedlichen feministischen ‚Ansätzen' und ‚Argumentationen' zuordnet.

Dem Gleichheitsansatz rechnet sie sowohl die „Durchsetzung der formalen Gleichberechtigung von Frauen" als auch Maßnahmen zur „faktische[n] Gleichstellung und Schutz vor mittelbarer Diskriminierung der Frauen" zu.

Bei der formalen Gleichberechtigung von Frauen steht für Köbl die staatsbürgerliche Gleichberechtigung an erster Stelle. Als entscheidend führt sie daneben aber auch Art. 3 Abs. 2 des Grundgesetzes („Männer und Frauen sind gleichberechtigt") an.

Für die faktische Gleichstellung und den Schutz vor mittelbarer Diskriminierung von Frauen sind, so Köbl, dagegen Maßnahmen wie Quotenregelungen, Frauenförderpläne, Gleichstellungsgesetze und Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte von Bedeutung. Köbl sieht in ihnen eine Konsequenz aus der Erkenntnis, dass formale Rechtsgleichheit nicht zu den erwünschten gleichheitsfeministischen Zielen führe.

Unter „autonomiezentrierte und differenzfeministische Ansätze" fasst Köbl sehr unterschiedliche Punkte zusammen, die alle mit der Besonderheit von Frauenleben zu tun haben: Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruches, das Verbot von Vergewaltigung in der Ehe, den insbesondere auf die Hausfrauen-Ehe ausgerichteten Zugewinn- oder Versorgungsausgleich, aber auch den ausdrücklichen Schutz vor sexueller Belästigung.

Unter das Etikett ‚konstruktivistische Betrachtungsweise' subsumiert Köbl Rechtsfragen, die sich mit „Fundamentalfragen der Geschlechtsidentität und insbesondere d[er] *Zweiteilung der Geschlechter als solche[r]*" befassen: Die immer noch verpflichtend vorgeschriebene Zuordnung des Geschlechts im Personenstandregister direkt nach der Geburt, die auch durch einen geschlechtlich eindeutigen Namen ausgedrückt werden muss, den mittlerweile gelockerten

rechtlichen Umgang mit Transsexualität und die Gesetzgebung hinsichtlich Homosexualität (Entkriminalisierung männlicher Homosexualität und die so genannte ‚Homo-Ehe'), außerdem das noch ungelöste Problem der Intersexualität.

Als zwei weitere wichtige Forschungsgebiete stellt Köbl zum einen *Gender Mainstreaming*, zum anderen *gender*-perspektivierte Rechtsgeschichte sowie weltweite Rechtsvergleichung und Rechtspolitik vor.

Im Anschluss an diese Überblicksdarstellung, die nur einen kleinen Teil ihres Aufsatzes einnimmt, konzentriert sich Köbl auf ihre Hauptfrage nach dem „‚gerechten Lohn' für Familienarbeit". Sie berücksichtigt dabei auch die Rechtslage in verschiedengeschlechtlichen nichtehelichen Partnerschaften und in eingetragenen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Wichtig für Köbl ist vor allem die Proportionalität von Arbeitsleistung und Entgelt. Sie thematisiert dabei sowohl die Rechtslage zwischen den jeweiligen Partnern als auch die Rechtslage gegenüber dem Staat und kommt zu dem Schluss, dass die Position verheirateter Frauen mittlerweile weitaus besser sei als oft angenommen. Die konkreten Ansätze zur monetären Berücksichtigung von Kindererziehung (eine Forderung, die schon die frühe Frauenbewegung stellte), die Köbl abschließend diskutiert, erscheinen ihr jedoch durchgehend als zu weitreichend und dadurch leider nicht umsetzbar.

Claudia Opitz geht bei ihrer Darstellung der Frauen- und (später) Geschlechterforschung im Bereich der **Geschichtswissenschaft** zunächst anhand ausgewählter Textbeispiele auf deren Einbettung in den geschichtswissenschaftlichen Gesamtzusammenhang ein: Während die Frauenforschung der siebziger Jahre noch ganz von einer *materialistischen Geschichtsauffassung* geprägt gewesen sei, habe die Hinwendung der Frauen- zur Geschlechterforschung in den späten achtziger Jahren vor dem Hintergrund einer *sprachtheoretischen und (post)strukturalistischen Wende* stattgefunden.

Für die Anfänge der ‚Frauengeschichte', die, so Opitz, als „Gegengeschichte zur männlich dominierten allgemeinen Geschichte" begriffen wurde, sei dabei zunächst der Begriff des ‚Patriarchats', wie er von marxistischen Denkern (vor allem Bachofen, Bebel und Engels) geprägt wurde, von entscheidender Bedeutung gewesen. Vor diesem geschichtstheoretischen Hintergrund seien im Rahmen der frühen Frauenforschung Spekulationen darüber angestellt worden, wie die Geschichte vor der männlichen Geschlechterherrschaft ausgesehen habe, bzw. wie sie in einer frauenbestimmteren Zukunft nach dem Patriarchat aussehen könnte: Dem Begriff des ‚Patriarchats' sei damit der des ‚Matriarchats' gegenüber gestellt worden. Dabei wurde Letzteres oft als differenztheoretisches utopisches Gegenmodell entworfen. Diese Idealisierung, aber auch die „universalhistorischen" Kategorien ‚Patriarchat' und ‚Matriarchat' als sol-

che blieben jedoch selbst innerhalb der feministischer Geschichtswissenschaft nicht lange ohne Kritik.

Als eine entscheidende Wende betrachtet Opitz die Infragestellung eines reinen Opferstatus von Frauen auch in den geschichtswissenschaftlich gut zugänglichen Zeiten: Der Blick für doch vorhandene Handlungsspielräume sei so geöffnet worden und z.B ‚Hexen' oder auch ‚Hysterikerinnen', als Widerständige, als historische Ausnahmeerscheinungen sowie als „Zeichenträgerinnen" und Identifikationsfiguren entdeckt worden. Auch dieser Ansatz sei jedoch schon bald für seine identitätspolitische Ausrichtung kritisiert worden, da diese Frauen ‚Ausnahmefrauen' seien.

‚Postmoderne', das heißt „kulturkritisch-selbstreflexive", Positionen hätten dann zu einem radikalen Umdenken in der feministischen Geschichtswissenschaft geführt. Opitz sieht die Ablösung der Frauen durch die Geschlechtergeschichte vor allem in einem Wechsel der Fokussierungsebene: „Sprache und ‚Diskurs' wurden nun zu den wichtigsten Forschungsgegenständen erhoben, ökonomische Abhängigkeiten und materielle Interessen traten in den Hintergrund". Opitz kritisiert diese Entwicklung wiederum als zu einseitig: Für eine erfolgreiche Weiterführung der ‚Geschlechtergeschichte' sei, so appelliert sie abschließend, eine Vermittlung der – wie sie es nennt – „materiellen" mit der „symbolischen" Ebene von Geschichte unabdingbar.

Die Biologin **Sigrid Schmitz**, die am Freiburger Institut für Informatik und Gesellschaft angesiedelt ist, strukturiert die Bandbreite *gender*-orientierter **Naturwissenschaftsforschung**, indem sie die von Evelyn Fox-Keller eingeführte Klassifikation in drei Felder vorstellt:

- Bei *Women in Science* geht es zum einen um den ‚verleugneten Anteil' von Frauen in der Geschichte der Naturwissenschaften, zum anderen um eine Untersuchung der derzeitigen Situation von Frauen im Bereich der Naturwissenschaften.
- Bei *Science of Gender* werden biologisch-medizinische Aussagen zu Geschlechterdifferenzen kritisch unter die Lupe genommen.
- Und den *Gender in Science* ordnet Fox-Keller die Entlarvung oder auch Dekonstruktion von Geschlechterideologien in wissenschaftlicher Theoriebildung zu.

Das konkrete Beispiel, an dem Schmitz *Gender*-Forschung innerhalb der Naturwissenschaften veranschaulicht, sind die evolutionsbiologischen Theorien zur Menschheitsentwicklung. Indem die Freiburger Biologin explizit macht, welchem der drei Felder die von ihr dargestellten Ausführungen jeweils entsprechen, zeigt sie zugleich auch deren Verknüpfung miteinander auf.

Darüber hinaus legt sie ihren Fokus auf die Unterscheidung der vorliegenden „Befunde“ und der davon abgeleiteten Theorien, oder auch „Geschichten“. So führt sie vor Augen, dass bisher zwar nur die Skelettfragmente eines üblicherweise als weiblich interpretierten *Australopithecus afarensis* vorliegen, die unter dem Namen ‚Lucy‘ bekannt geworden sind, sich aber – „[i]nteressanterweise“ – trotz des Fehlens männlicher Fundstücke häufig die Angabe fände, der männliche Partner habe eine Körperhöhe von 120 cm besessen. Prinzipiell sei es zwar auch möglich, „dass alle Skelett-Teile mit Hominiden-Merkmalen zufällig zu männlichen Individuen gehörten und alle solche mit Australopithecinen-Merkmalen zufällig zu weiblichen“. Es sei allerdings zumindest „relativ unwahrscheinlich“.

Neben diesen „Merkwürdigkeiten“ weißt Schmitz auf weitverbreitete Zirkelschlüsse hin: So werde häufig aus dem Verhalten ‚moderner‘ Menschen auf die Gewohnheiten unserer Vorfahren rückgeschlossen und unter Bezugnahme auf diese ‚Ergebnisse‘ dann wiederum Verhalten von gegenwärtigen Menschen als ‚natürlich‘ gelabelt: Ein Beispiel für den von den *Gender Studies* in den unterschiedlichsten Bereichen kritisierten Prozess der ‚Naturalisierung‘.

Zwischen *Gender Studies* und der Soziologie besteht, so **Nina Degele,** Vorstandsvertreterin des *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies* (ZAG) an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, ein enger Konnex, da beide auf dieselbe „Lieblingsfrage“ fokussierten: „die Frage nach dem ‚wie‘ sozialer Ordnung.“ Beide, so führt die Empirische Sozial- und *Gender*-Forscherin aus, nehmen Grenzziehungen in den Blick, die Funktionsweisen einer Gesellschaft erklären können. Gegenstand der sozialwissenschaftlich orientierten Geschlechterforschung seien die Zusammenhänge von sozialer Ordnung, Grenzziehungen und Geschlecht.

Degele unterscheidet zwei Phasen der Frauen- bzw. Geschlechterforschung: Der essentialistischen und universalistischen Phase der siebziger und frühen achtziger Jahre, in der vor allem Androzentrismen kritisiert worden seien, stellt sie eine dekonstruktivistische gegenüber, in der (seit den späten achtziger Jahren) der Fokus vornehmlich auf Diskurse gerichtet und Geschlecht sowie die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit, „ihrer Natürlichkeit entkleidet“ worden seien. Drei Entwicklungslinien haben sich, so Degele, aus der frühen Kritik einer androzentrischen Weltsicht entwickelt: Marxistisch ausgerichtete ‚Standpunkttheorien‘ sowie die später entstandenen und mittlerweile dominierenden diskurstheoretischen und konstruktivistischen Interpretationsansätze. Diese aktuelle *Soziologie der Geschlechterverhältnisse* sei, so die Freiburger Soziologin, die „Verunsicherungswissenschaft par excellence“.

Am Begriff ‚Arbeit‘ veranschaulicht Degele dann die soziologische Perspektive innerhalb der *Gender Studies*. Ein Satz aus einem Buch für die Grund-

schule, der die Soziologin zum Titel ihres Aufsatzes anregte („Mutter spült, Vater arbeitet"), macht pointiert deutlich, dass in den „auf der Trennung von Haus und Arbeitsstätte fußenden Gesellschaften" Tätigkeiten von Frauen als Nicht-Arbeit abgewertet würden. Zudem sei eine Segregation der Geschlechter bei der Arbeit zu beobachten: Es gebe ‚weibliche', das heißt gering gewertete Arbeit, und ‚männliche', das heißt hoch geachtete Arbeit.

Degele referiert die Beobachtungen der kalifornischen Soziologin Arlie Hochschild, die mit ihren Studien über Stewards und Stewardessen die klassische Geschlechterdichotomie von Gefühl vs. Verstand infragestellt. Nicht weniger wie ihre männlichen Kollegen verhielten sich Stewardessen nach einem „von oben verordneten" *Gender*-Skript. Während der männliche Flugbegleiter in Erscheinung trete, wenn Passagiere ausfallend würden, sei die Stewardess dafür verantwortlich, an Bord eine „Wohnzimmeratmosphäre" zu schaffen, wofür sie „... strategisch das klassische weibliche Verhaltensrepertoire [inszeniere, M.M.]."

Abschließend stellt die Soziologin diese Beobachtung in einen gesellschaftstheoretischen Kontext: In Gegenwartsgesellschaften wird in Organisationen gezielt auf „emotionales Kapital" zurückgegriffen – Gefühlsarbeit spiele für die Modernisierung der Gesellschaft eine entscheidende Rolle. Ob dies jedoch bei aller Angleichung von Arbeitsmöglichkeiten und Erwerbschancen „neue, d.h. nicht-hierarchische Ausdrucksformen vor allem männlicher Differenzierungsbedürfnisse" zeitigen werde, bleibt für Degele „geschlechtersoziologisch eine der spannendsten Fragen der nächsten Jahre".

Globalisierungsprozesse lassen nicht nur territoriale Grenzen fließend werden. **Judith Schlehe,** Professorin für Ethnologie an der Universität Freiburg, weist darauf hin, dass in der modernen **Ethnologie** dadurch auch ein bislang territorial fixierter Kulturbegriff Veränderungen erfuhr.[46] Dabei wird jedoch kaum angesprochen, so stellt die Freiburger Ethnologin fest, wie sich transkulturelle Prozesse auf die Geschlechterverhältnisse auswirken: Werden dadurch Horizonte erweitert oder überwiegt das Risiko, dass Grenzen neu gesteckt werden? Die Kategorie *Gender* ist

> „in zunehmenden Maße auch inter- und transkulturell, translokal und multipel, d.h. unter dem Einfluss diverser Kulturen, Bezugssysteme und damit verbundener Imaginationen [konstruiert und analysierbar, M.M.]."

Wie diese Geschlechterkonstruktionen aussehen und analysiert werden können, macht Schlehe an unterschiedlichen Fallbeispielen aus ihrer eigenen Forschungstätigkeit deutlich. Diese berichten von kurz- oder längerfristigen Beziehungen reisender Frauen aus westlichen Industrieländern mit Männern aus Indonesien.

Die Ergebnisse der Befragungen seien je nach Länge der Beziehung sehr unterschiedlich: Touristische Kurzzeitaffären würden sich bei den Frauen „aus der Attraktivität des Ungewohnten, des als ganz anders bzw. exotisch Imaginierten“ speisen. Die Männer hingegen, so führt Schlehe aus, spiegeln diese Bedürfnisse strategisch. Für sie sind die Beziehungen zu Touristinnen vorteilhaft: „Sie bringen Sprach- und interkulturelle Kompetenzen, Welterfahrung, Sex, Unterhaltung, Liebe – und Geld.“

Längere Beziehungen würden hingegen Irritationen hervorrufen, die bei den meisten Paaren zu tiefgreifenderen Konflikten führen. Bei den Frauen fände eine Dekonstruktion des Imaginierten statt: Zum einen würde die eigene Hingabe ans ganz ‚Andere‘ und die vermeintliche Nähe zum ‚Fremden‘ schrittweise infragegestellt und zum anderen die Vorzüge der eigenen Kultur wiederentdeckt. Bei den Männern hingegen würden Probleme mit ihrem Prestigeempfinden auftreten. Der finanzielle Einfluss und die Selbstständigkeit der westlichen Frauen, Faktoren, die zunächst anziehend wirkten, würden auf Dauer nicht selten als Kränkungen des traditionellen männlichen Statusgefühls empfunden.

Die Ethnologin sensibilisiert durch ihre Ausführungen und die anschaulichen Fallstudien für die auf Imaginationen und Irritationen beruhenden grenzauflösenden Prozesse der Globalisierung und vor allem dafür, wie sie sich in Paarbeziehungen äußern. Sie bezweifelt zwar „keinesfalls die Möglichkeit von Wandlungen“, weist jedoch darauf hin:

> „dass Veränderungen im Bereich von Gendermodellen und –praxen sehr viel langsamer vonstatten gehen und widersprüchlicher sind als es der äußere Anschein in einer globalisierten Welt glauben machen will.“

Schlehe endet mit einem eindrücklichen Plädoyer für die „Entdeckung der Langsamkeit“: Die Chance von interkulturellen Paarbeziehungen begreift sie darin, dass sie ein „unabschließbares Projekt des gegenseitigen Erforschens“ sein könnten.

Angesichts einer über 2000-jährigen Philosophie- und Theologietradition mit ihren jeweiligen Begriffen von Geschlecht betont **Angela Kaupp** die Notwendigkeit einer wechselseitigen Kooperation von **Theologie** und *Gender Studies*. Bisher habe die Kategorie *Gender* in der Theologie noch zu wenig Beachtung gefunden. „[D]ie im Christentum grundsätzlich angelegte Gleichwertigkeit von Mann und Frau umfassende Realität“ sei dadurch behindert worden. Die katholische Theologin, die selbst über geschlechtsspezifische Unterschiede in der religiösen Entwicklung und Sozialisation bei jungen Menschen zwischen 16 und 25 Jahren forscht, macht deutlich, dass religiöse Traditionen bis heute – bspw. in Werbeslogans und gängigen Sprichwörtern

– gegenwärtig sind und gesellschaftliche Strukturen beeinflussen. Durch eine einseitige Rezeption und Exegese biblischer Texte werde die Abwertung von Frauen dabei christlich untermauert. Eine *gender*-orientierte Relektüre der biblischen Texte sei deshalb dringend erforderlich.

Eine wichtige Voraussetzung für die Herausbildung einer ‚feministischen Theologie' – zunächst in den USA – war die Zulassung von Frauen für das Theologiestudium Mitte des 20. Jahrhunderts. Kaupp veranschaulicht anhand verschiedener Beispiele, wie die Kategorie *Gender* neue Perspektiven hinsichtlich der Bibelhermeneutik und Exegese, Systematischen und Praktischen Theologie eröffnet:

So seien z.B. in der Gottesmethaporik weibliche Sinnbilder, die sich aus den Begriffen *rûah* für Geist oder Kraft und *sophia* für Weisheit herleiten ließen, „durch den grammatisch maskulinen Logosbegriff christologisch absorbiert" worden. Durch eine stärkere Rezeption der biblischen Tradition von *rûah* und *sophia* könne jedoch „die Gefahr eines einseitig männlichen Gottesbildes ... gebannt werden".

Auf ihr eigenes Forschungsgebiet eingehend führt die Theologin und Pädagogin aus, dass es merkliche Unterschiede der Gottesbildentwicklung bei Jungen und Mädchen gäbe: So würden Jungen Gott eher anthropomorph (meist als Mann) malen und seine Allwissenheit betonen, während bei Mädchen auch androgyne Gottesvorstellungen zu beobachten seien und die emotionale Beziehung zu Gott hervorgehoben würde. Selbst als Indianergöttin sei Gott für Mädchen vorstellbar – dies verweise auf „eine Spannung zwischen christlich-gesellschaftlich vermittelter Norm und inneren Bedürfnissen oder Erfahrungen".

Abschließend geht Kaupp auf die historische Entwicklung einer besonderen Religiösität von Frauen ein: Sie führt aus, dass die ‚Intimisierung' von Religiosität Ende des 18. Jahrhunderts, die Bindung von Frauen an Religion und Kirche gestärkt habe. Die dadurch verursachte ‚Feminisierung' von Religion sei durch die ‚Familialisierung' der Gesellschaft, das heißt die Entwicklung hin zur bürgerlichen Rollenteilung im 19. Jahrhundert, noch verstärkt worden. In der Folge sei religiöses Engagement nämlich in erster Linie Frauen zugesprochen worden. Noch bis heute, so Kaupp, ließe sich beobachten, dass Frauen zu individuellen Formen von Religiosität neigten und diese zur Stabilisierung des schwierigen Alltags nutzten.

Der Frauenbeauftragten der Theologischen Fakultät Freiburg geht es in ihren Ausführungen vor allem darum, die Aktualität der Wechselseitigkeit zwischen *Gender Studies* und Theologie darzulegen. Sie bestehe darin, sowohl „die Kategorie *Gender* mit einem theologisch angemessenen Reden von Gott und Mensch" zu korrelieren, als auch „theologisches Reden von einengenden Geschlechtsrollenzuweisungen" zu befreien.

Außenstehende, die von der Beteiligung der **Forstwissenschaften** am Freiburger Studiengang *Gender Studies* hörten, äußerten – neben ihrer Überraschung – schon wiederholt die Vermutung, ob es denn da um ‚männliche und weibliche Bäume' ginge, fragten nach, was man sich denn ansonsten unter einer zunächst etwa ‚bizarr' erscheinenden *gender*-orientierter Forstwissenschaft vorstellen könne. Diese Erwartung von Fachfremden macht ein erstes Vorurteil deutlich, das Laien oft gegenüber den Forstwissenschaften haben: Sie stellen sie sich in erster Linie als eine Naturwissenschaft vor, die insbesondere der Biologie sehr ähnlich sei.

Der Freiburger Forstwissenschaftler **Siegfried Lewark**, der in einem den vorliegenden Band abschließenden Aufsatz *Gender*-Ansätze im Bereich der Forstwissenschaften vorstellt, geht in seinen Ausführungen dagegen vor allem arbeitswissenschaftlichen Fragen nach. Er begibt sich damit in einen Forstwissenschaftlichen Bereich, der bei der zu engen und damit falschen Klischeevorstellung von den Forstwissenschaften überhaupt nicht vorkommt.

Im Anschluss kritisiert Lewark dieses nicht angemessene Bild der Forstwissenschaften und konzentriert sich in einem weiteren Schwerpunkt auf eine (*gender*-sensible) Auseinandersetzung mit Bildern und Vorstellungen die mit der Forstwissenschaft verknüpft sind – widmet damit also ein weiteres Mal keineswegs dem vermeintlich für sein Fach typischen Forschungsgegenstand seine Aufmerksamkeit. Ganz besonders wichtig sind Lewark vor allem Vorstellungen und Vorurteile, die im forstlichen Bereich tätige Menschen betreffen. Entscheidend seien aber daneben natürlich auch die Zusammenhänge zwischen den beiden Ebenen, die er in einem weiteren Schritt deutlich macht: Die Bilder berühren auch die in einem Tätigkeitsbereich beschäftigten Menschen. So habe z.B. das lange Zeit mit dem Forstberuf verbundene ‚Jägerimage' Interessentinnen von der Wahl des Studienfaches Forstwissenschaften abgehalten. Bei den derzeitigen Bemühungen der Forstwissenschaften um eine Revision ihres Außenimages, spielen *Gender*-Gesichtspunkte, so Lewark, durchaus eine entscheidende Rolle.

Anmerkungen

1 Einen chronologischen Überblick über die Entwicklung der Diskussion in der BRD bietet der Aufsatz „Konjunkturen des Geschlechts – Konstitution und Krise des Feminismus in der Bundesrepublik von Nadja Parpart, der in der Ausgabe „Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit" der *Freiburger FrauenStudien* (Ausgabe 2, Jahrgang 5, S. 21-39) erschienen ist; einen eher essayistischen Einblick in entsprechende Entwicklungen in der DDR vermittelt der im selben Band erschienene Aufsatz von Heidrum Bomke: „Erleben, Erzählen und Erforschen. Oder Von der noch anhaltenden Suche nach den ‚eigenArtigen Ostfrauen'", S. 41-57.

2 Etwa der „Deutsche Hausfrauen-Bund" oder der „Verband katholischer Landfrauen".

3 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (amerikanische Originalausgabe: *Gender Trouble*, Routledge 1990).

4 Vgl. z.B. Gloria Joseph: „Black Feminism: Its Relationship to the Black Liberation Struggle and the Women's Movement in the U.S.A"; dies: „The Role of the Black Women in the Black Liberation Movement and the Women's Movement and on to Transnational Feminism", in: *Freiburger FrauenStudien,* Ausgabe 2, Jahrgang 5, S. 79-86. Die Perspektive ‚schwarzer' Frauen in der Bundesrepublik wird unter dem Titel „Migrantinnen in Deutschland. Über die Dialektik von Solidarität und Selbstbestimmung. Frauen in geteilten Welten" von der gebürtigen Iranerin Farideh Akashe-Böhme vertreten (ebd., S. 69-78).

5 Ebd.

6 Liedtext von Bruni Regenbogen, in: *Schneewittchens Liederbuch. Alle Texte der Frauenmusikgruppe mit Noten und Gitarrengriffen*, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 36.

7 Wie Claudia Opitz in ihrem Aufsatz ausführt, stieß diese Konzentration auf heldenhafte Ausnahmefrauen in der Frauenforschung schon bald auf Kritik.

8 Aus dem Engl.: (einseitige) Ausrichtung, (Vor-)Eingenommenheit.

9 Annemarie Pieper: *Aufstand des stillgelegten Geschlechts. Einführung in die feministische Ethik*, Freiburg 1993, S. 7.

10 Folgendes Zitat verdeutlicht die unterschiedliche Sprechsituation von Männern und Frauen: „Wenn ich mich ... äußern will, so muss ich zunächst klarstellen: „Ich bin eine Frau"; diese Feststellung liefert den Hintergrund, vor dem jede weitere Behauptung sich abhebt. Ein Mann fängt niemals damit an, sich erst einmal als Individuum eines bestimmten Geschlechtes vorzustellen: Dass er ein Mann ist versteht sich von selbst." Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übers.: Eva Rechel-Mertens/Fritz Montfort, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 10 (deutsche Erstausgabe 1951, Originalausgabe: *Le Deuxième Sexe*, Paris 1949). Ganz ähnlich geht es aber auch unter Frauen (auf der ifu) einer

‚anderen' Minderheit: „Denn als Minderheit zu sprechen, bedeutet zunächst, von einer fixierten sexuellen Position aus zu sprechen – wie z.B. „für mich als Lesbe stellt sich das Problem aber anders dar..." (Corinna Genschel: „*Queer Meets Trans Studies*: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgression in *Queer Theorie*", in: *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe „Dimensionen von *Gender Studies* I", Ausgabe 12, 2003, S. 163-185 u. S. 168).

11 Regina Becker-Schmidt und Gudrun Axeli Knapp: *Feministische Theorie. Eine Einführung*, Hamburg 2000, S. 14.

12 Es ist ja nicht so, dass bisher nicht über geschlechtsspezifische Unterschiede und Geschlechtlichkeit geschrieben und gesprochen worden wäre. Eine bei Reclam erschienene Zusammenstellung philosophischer Geschlechtertheorien von Platon, Aristoteles und Aquin, über Hobbes, Locke, Rousseau, Kant, Fichte, Hegel, Humbold, Engels, Simmel, Horkheimer und Marcuse bis zu den drei aufgeführten feministischen Theoretikerinnen de Beauvoir, Irigaray und Butler macht das bisherige Ungleichgewicht deutlich (Sabine Doyé, Marion Heinz, Friederike Kuster (Hrsg.): *Philosophische Geschlechtertheorien. Ausgewählte Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2002).

13 Eine ganz ähnliche Debatte wurde hinsichtlich der so genannten ‚Frauenliteratur' geführt.

14 Auch diese Diskussion gibt es parallel hinsichtlich der Einordnung der Literatur von Frauen als ‚Frauenliteratur'.

15 Willi Walter: „Gender, Geschlecht und Männerforschung", in: Inge Stephan/Christina von Braun (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 97-115.

16 Willi Walter hat eine Auflistung alternativer Begriffe zusammengestellt: „Im englischsprachigen Raum werden die Bezeichnungen *Men's Studies, [The] new Men's Studies, Studies of men/Studies on Men, The Critique of Men, Critical Studies on Men [and Masculinities], research on men [and Masculinities] oder Gender Studies* benutzt. Im Deutschen werden *Männerforschung, [Antisexistische] Männerstudien, Reflexive oder Kritische Männerforschung, Männlichkeitsforschung, Männer und Geschlechterforschung, Geschlechterforschung* oder *geschlechtssensible soziale Ungleichheitsforschung* verwendet." Ebd., S. 97.

17 Joan W. Scott: „Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse", übers.: Robin Mitchell, in: Dorothee Kimmich, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hrsg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, Stuttgart 1996, S. 417-440 (deutscher Erstabdruck in: Nancy Kaiser (Hrsg.): *Selbst Bewusst. Frauen in den USA,* Leipzig 1994).

18 Mittlerweile werden, insbesondere auch in Freiburg, Lehrveranstaltungen zu biologischen Themen und aus dem Bereich der biologischen Anthropologie im Rahmen der *Gender Studies* angeboten, in denen auch das biologische

Geschlecht wieder zu einer wichtigen Kategorie wird.

19 Thomas Meinecke: *Tomboy*, Frankfurt/M. 1998, S. 152.

20 Gayle Rubin: „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy' of Sex", in: Reyna Reiter (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*, New York 1995, S. 175-210.

21 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übers.: Eva Rechel-Mertens/Fritz Montfort, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 265. (deutsche Erstausgabe 1951, Originalausgabe: *Le Deuxième Sexe*, Paris 1949).

22 Ursula Scheu: *Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung unserer Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1977.

23 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (amerikanische Originalausgabe: *Gender Trouble*, Routledge 1990).

24 In eine ähnliche Richtung gehen die Ausführungen der ebenfalls amerikanische Theoretikerin Donna Haraway: Sie führt aus, dass die Gegenüberstellung von *sex* und *gender* den Glauben an eine ahistorisch-vorkulturelle, biologische Zweigeschlechtlichkeit nicht etwa auflöse, sondern stattdessen festige. Die Gegenüberstellung *sex/gender* entspräche der von Feministinnen oft kritisierten binären Opposition Natur/Kultur (Donna Haraway: „Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. Wissenschaft und das Erzählen von Geschichten", in Barbara Orland und Elvira Scheich (Hrsg.): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 136-198).

25 In der Folge wurde auch die biologische Zweigeschlechtlichkeit infrage gestellt und das Konzept eines Geschlechterkontinuum der binären Zweigeschlechtlichkeit gegenüber gestellt.

26 Denkbar wären auch mehr als zwei ‚Pole'.

27 Der erste Band der Freiburger Einführung in die *Gender Studies* „Dimensionen von *Gender Studies I*" (*Freiburger FrauenStudien* Ausgabe 13, 2003) enthält einen Aufsatz von Corinna Genschel, in dem sie unter dem Titel „*Queer* Meets *Trans Studies*: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgression in der *Queer Theorie*" in die *Queer Studies* einführt.

28 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991, S. 21 (amerikanische Originalausgabe: *Gender Trouble*, Routledge 1990).

29 Adrienne Rich: „Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz", übers.: Renate Stendhal, in: Elisabeth List und Herlinde Studer: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt/M. 1989, S. 244-278. (deutscher Erstaubdruck in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit*, Berlin 1983, Erstabdruck: „Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence", in: *Signs* 5, 1980, S. 631-660).

30 Vgl. *Feministische Studien*, Nr. 2, 1993: „Kritik der Kategorie Geschlecht".

31 Gemeint sind hier nicht unbedingt Menschen, die sich unter dem Begriff ‚*queer*' politisch organisieren.

32 Hilge Landweer: „Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und Transsexualität", in: Institut für Sozialforschung Frankfurt/Katharina Pühl (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt/M. 1994, S. 139-167, S. 140.

33 Jean Baker-Miller: *Die Stärke weiblicher Schwäche. Zu einem neuen Verständnis der Frau*, übers.: Roland Fleissner, 3. Auflage, Frankfurt/M. 1982 (deutsche Erstausgabe 1976, amerikanische Originalausgabe: *Toward a new psychology of women*, Boston 1976).

34 Christina Thürmer-Rohr: „Aus der Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen", in: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, S. 38-56.

35 Hier und im Folgenden verwenden wir die Bezeichnung ‚sozialkonstruktivistisch' in einem eher weiteren Sinne.

36 Ian Hacking, der sich als Gegner eines weit verbreiteten Vulgär-Konstruktivismus versteht, fasst die nicht nur mit dem Sozialkonstruktivismus verbundenen Kerngedanken unter der Kapitelüberschrift „Wider den Unvermeidlichkeitsgedanken" polemisierend zusammen: „Die sozial-konstruktionistische Arbeit verhält sich kritisch gegenüber dem Status quo. Soziale Konstruktionisten neigen dazu, folgendes in Bezug auf X zu behaupten: (1) X hätte nicht existieren müssen oder müsste keineswegs so sein, wie es ist. X – oder X, wie es gegenwärtig ist – ist nicht vom Wesen der Dinge bestimmt; es ist nicht unvermeidlich. Häufig gehen sie weiter und behaupten: (2) X ist, so wie es ist, etwas Schlechtes. (3) Wir wären sehr viel besser dran, wenn X abgeschafft oder zumindest von Grund auf umgestaltet würde."
Ian Hacking: *Was heißt ‚soziale Konstruktion'? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, übers: Joachim Schulte, Frankfurt/M. 1999, S.19 (amerikanische Originalausgabe: *The Social Construction of ‚What'?*, Cambrigde 1999).

37 Dorothee Kimmich: Einleitung „Diskursanalyse und New Historicism", in: Dies., Günter Renner und Bernd Stiegler (Hrsg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, Stuttgart 1996, S. 224-232.

38 Seyla Benhabib: „Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis", in: Dies., Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 9-30.

39 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991, S. 25 (amerikanische Originalausgabe: *Gender Trouble*, Routledge 1990).

40 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übers.: Eva Rechel-Mertens/Fritz Montfort, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 10 (deutsche Erstausgabe 1951, Originalausgabe: *Le Deuxième Sexe*, Paris 1949).

41 Das ist natürlich wenig erstaunlich: Die von ihr verwendeten Forschungsergebnisse sind mittlerweile veraltet.

42 Gayatri Spivak vertritt zwar kein essentialistisches Weltbild, geht aber davon aus, das es für Frauen derzeit politisch noch vorteilhafter sei, essentialistisch zu argumentieren. Diesen Standpunkt bezeichnet sie als ‚strategischen Essentialismus'. Sie warnt allerdings davor, den strategischen Charakter dieser Argumentationsweise aus den Augen zu verlieren, da sonst strategischer Essentialismus rasch zu tatsächlichem Essentialismus werde. Gayatri Chakravorty Spivak: „French Feminism in an International Frame", in: *Yale French Studies* 62, 1981, S.154-84.

43 Hanja Berressem, Dagmar Buchwald, Heide Volkening (Hrsg.): *Grenzüberschreibungen „Feminismus" und „Cultural Studies"*, Bielefeld 2001.

44 Michel Foucault: *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975)*, übers.: Michaela Ott, Frankfurt/M. 2003.

45 Für den Hinweis auf die im Folgenden aufgeführten Netzseiten zur Dritten Welle möchte ich meiner Kollegin Ursula Degener danken:
http://www.io.com/~wwwave/
http://www.alternet.org/story.html?StoryID=9986 (hier ein Manifest der 3. Welle)
http://www.iftr.org.uk/news/2002/twf.html
http://www.bridgew.edu/DEPTS/ARTSCNCE/JIWS/April03/WoodhullAbstract.pdf
http://www.upress.umn.edu/Books/H/heywood_third.html
Voraussichtlich werden in zukünftigen Bänden der *Freiburger FrauenStudien* auch einige Bücher zum Thema ‚Third Wave' rezensiert werden

46 Da der Aufsatz von Judith Schlehe auf einen in einem späteren Semester gehaltenen Vortrag zurückgeht, in dem die Vorgabe zunächst auf das breite Spektrum der *Gender*-Forschung im jeweiligen Fachbereich einzugehen nicht galt, geht sie gleich auf ein spezielles Thema ein.

Literatur

Baker-Miller, Jean: *Die Stärke weiblicher Schwäche. Zu einem neuen Verständnis der Frau*, übers.: Roland Fleissner, 3. Auflage, Frankfurt 1982. (deutsche Erstausgabe 1976, amerikanische Originalausgabe: *Toward a new psychology of women*, Boston 1976).

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli : *Feministische Theorie. Eine Einführung*, Hamburg 2000.

Benhabib, Seyla: „Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis", in: Dies., Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 9-30.

Berressem, Hanja/Buchwald, Dagmar/Volkening, Heide (Hrsg.): *Grenzüberschreibungen „Feminismus" und „Cultural Studies"*, Bielefeld 2001.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers.: Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (amerikanische Originalausgabe: *Gender Trouble*, Routledge 1990).

de Beauvoir, Simone: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übers.: Eva Rechel-Mertens/Fritz Montfort, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 265 (deutsche Erstausgabe 1951, Originalausgabe: *Le Deuxième Sexe*, Paris 1949).

Doyé, Sabine/Heinz, Marion/Kuster, Friederike (Hrsg.): *Philosophische Geschlechtertheorien. Ausgewählte Texte von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2002.

***Feministische Studien*,** Nr. 2, 1993: „Kritik der Kategorie Geschlecht".

Foucault, Michel: *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975)*, übers.: Michaela Ott, Frankfurt/M. 2003.

***Freiburger FrauenStudien*:** „Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit", Ausgabe 2, Jahrgang 5.

***Freiburger FrauenStudien*:** „Dimensionen von *Gender Studies* I", Ausgabe 12, 2003.

Hacking, Ian: *Was heißt ‚soziale Konstruktion'? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, übers: Joachim Schulte, Frankfurt/M. 1999 (amerikanische Originalausgabe: *The Social Construction of ‚What'?*, Cambrigde 1999).

Haraway, Donna: „Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. Wissenschaft und das Erzählen von Geschichten", in: Barbara Orland und Elvira Scheich (Hrsg.): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt/M. 1995, S. 136-198.

Dorothee Kimmich: Einleitung „Diskursanalyse und New Historicism", in: Dies., Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hrsg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, Stuttgart 1996, S. 224-232.

Landweer, Hilge: „Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der

theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und Transsexualität“, in: Institut für Sozialforschung Frankfurt/Katharina Pühl (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt/M. 1994, S. 139-167.

Meinecke, Thomas: *Tomboy*, Frankfurt/M. 1998.

Pieper, Annemarie: *Aufstand des stillgelegten Geschlechts. Einführung in die feministische Ethik*, Freiburg 1993.

Rich, Adrienne: „Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz“, übers.: Renate Stendhal, in: Elisabeth List und Herlinde Studer: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt/M. 1989, S. 244-278 (Deutscher Erstaubdruck in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit*, Berlin 1983, Erstabdruck: „Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence“, *Signs* 5, 1980, S. 631-660.

Rubin, Gayle: „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy‘ of Sex“, in: Reyna Reiter (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*, New York 1995, S. 175-210.

Scheu, Ursula: *Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung unserer Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1977.

Schneewittchens Liederbuch. *Alle Texte der Frauenmusikgruppe mit Noten und Gitarrengriffen*, Reinbek bei Hamburg 1982.

Scott, Joan W.: „Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse“, in: Dorothee Kimmich, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hrsg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, übers.: Robin Mitchell, Stuttgart 1996, S. 417-440 (deutscher Erstabdruck in: Nancy Kaiser: *Selbst Bewusst. Frauen in den USA,* Leipzig 1994).

Spivak, Gayatri Chakravorty: „French Feminism in an International Frame”, in: *Yale French Studies* 62, 1981, S.154-84.

Thürmer-Rohr, Christina: „Aus der Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen“, in: Dies.: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, S. 38-56.